Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8. Fernsprecher 153 u. 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3 (Fernspr. Nr. 4046), L. Lösche, Katharinenstraße 14 (Fernsprecher Nr. 2935) u. Königsplatz 7 (Fernsprecher Nr. 7505).

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34 (Fernsprecher Amt I Nr. 1713).

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10 (Fernsprecher Amt VI Nr. 4603).

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, nach den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰.
Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.
Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.
Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig (Inh. Dr. B., R. & W. Klinkhardt).

Nr. 185. **Dienstag** den 12. April 1904. **98. Jahrgang.**

Das Wichtigste vom Tage.

* **Reichstag und preußisches Abgeordnetenhaus haben heute ihre Beratungen wieder aufgenommen.**

* **Die Vorlage betr. Entlastung des Reichsgerichts sieht eine besondere Verständigung mit Bayern über die bisher dessen oberstem Landesgericht vorbehaltenen Revisionssachen vor.**

* **In dem französischen Fabrikorte Darnétal bei Rouen kam es zu einem blutigen Zusammenstoße zwischen ausständigen Webern und der Gendarmerie.**

* **In der Südmandschurei sind infolge starker Regenfälle die Eisenbahnen und Straßen überschwemmt, die Feldtelegraphen unterbrochen, der Verkehr gehemmt.**

Vatikanische Urteile.

Die „Nordd. Allg. Ztg." hat in ihrer letzten „Rundschau im Auslande" mit einem gewissen Wohlgefallen darauf hingewiesen, daß der von gegnerischer Seite ausgespielte „Triumph des Vatikans" über die Jesuitenmaßregel Graf Bülows in Wirklichkeit gar nicht zu tage getreten sei. „Aufmerksame Beobachter haben in der betr. klerikalen Presse Italiens von einer irgendwie lebhafteren Beschäftigung mit der Aufhebung des § 2 nichts entdecken können. Leitaufsätze, in denen die Ausführung des betreffenden Reichstagsbeschlusses als ein Erfolg für den Vatikan gefeiert worden wäre, sind überhaupt nicht erschienen" usw.

Dieser Versicherung muß denn doch widersprochen werden. Es versteht sich von selbst, daß der Vatikan klug genug ist, seine Presse nicht allzu demonstrativ in das Triumphhorn blasen zu lassen. Der Schein muß doch gewahrt werden, daß es sich bei allen staatlichen Konzessionen Deutschlands immer nur um einen „Zugang zum Frieden" handelt, und daß zum Rühmen noch längst nicht genug Anlaß geboten sei. Wie aber die offiziöse Presse des Vatikans sich in der Beurteilung der Jesuiten-Angelegenheit dennoch aufs hohe Pferd setzt und in dem Erfolge des Grafen Bülow einen Sieg der gerechten Sache und des sich überall Anerkennung verschaffenden Katholizismus zu preisen beflissen ist, das darf dem deutschen Publikum doch nicht vorenthalten bleiben. Ein richtiger „Leitaufsatz" ist es, in welchem der „Osservatore Romano" (Nr. 70) mit einem fast unverschämten Behagen sich über die Angelegenheit äußert. Natürlich ist nach ihm der Katholizismus der Vertreter der Toleranz, und das Vorgehen der Bundesratsmajorität nur die unausbleibliche Frucht der allmählich durchdringenden toleranten Grundsätze und Bestrebungen Roms.

„Das heutige friedliche (!) Zusammenleben" (der Konfessionen in Deutschland) „ist das logische Ergebnis der letzten Phasen des Bismarckschen Kulturkampfes", heißt es in dem Artikel. „Die Regierung und die Protestanten mußten sich überzeugen, daß der zu bekämpfende Feind gar nicht vorhanden war, daß die vermuteten Gefahren nicht die geringste Begründung hatten, und daß endlich die Fernhaltung der friedlichen Mitarbeit so vieler Millionen Katholiken Deutschlands einen unheilbaren Schaden für die Gesamtheit bedeutete. Regierung und Protestanten hatten den löblichen Mut, den Kurs zu ändern, ohne sich um das intolerante Geschrei einiger weniger Rückschrittler zu kümmern, die noch immer an den veralteten Vorurteilen eines aus der Mode gekommenen Intoleranismus festhielten."

„Die Beseitigung der die Jesuiten betreffenden Paragraphen" (die Zeitung meint, auch § 1 sei abgeschafft; ein für Rom verzeihlicher einstweiliger Irrtum) „ist die letzte Konsequenz des veränderten Systems, der Beweis dafür, daß die deutschen Protestanten von dem Aufhören des Kulturkampfes nur Vorteil gehabt haben, und daß gegenwärtig weniger wie je die Eintracht und das friedliche Zusammenleben der zwei großen Fraktionen im Deutschen Reiche fehlen darf."

„Die hundert Stimmen des Zentrums würden nicht genügt haben, das neue Gesetz durchzubringen. Man muß daher annehmen, daß auch viele Protestanten ebenso denken, wie wir es dargestellt haben, und die Tatsache, daß im Bundesrate gerade die entschieden protestantischen Staaten es waren, die zuerst für das Gesetz gestimmt haben, liefert den Beweis für das hohe Vertrauen, das sich die Katholiken allerorten zu erwerben gewußt haben."

„Wohl ist es sehr natürlich, daß es in den alten protestantischen Synoden und unter den Anhängern vergilbter Kasten- und Religionsprivilegien Unzufriedene gibt. Aber sie können nur eine völlig verschwindende Minorität bilden, deren Einfluß nirgends ins Gewicht fällt. Verkehrt ist also die Vermutung, als ob es sich bei der Angelegenheit um eine Art von Interessen-Konkordat zwischen dem Reichskanzler und dem Zentrum gehandelt habe. Im Gegenteil, das Zentrum hat sich Achtung und Rücksichnahme verschafft durch eine Politik, die, innerhalb der Grenzen des Rechts und der Gerechtigkeit und auch wohl mit der Absicht, sich beides zu erkämpfen, seinen heilsamen Einfluß dokumentiert."

Es ist nun an der sog. „verschwindenden Minorität" der 35 Millionen Protestanten in Deutschland, zu zeigen, daß sie über die heilsamen Einflüsse des Zentrums und des Ultramontanismus auf die deutsche Politik ganz anders denkt, als das päpstliche Preßorgan, und daß sie nicht gewillt ist, diese Einflüsse sich länger gefallen zu lassen.

Der Aufstand der Herero.

Das Gefecht bei Okaharui.

Von dem Gefecht bei Okaharui entwirft die „Köln. Ztg." folgende, die bisherigen Angaben in einzelnen Punkten noch ergänzende Schilderung:

Die Abteilung des Majors v. Glasenapp bestand aus etwa 500 Mann, den Kompagnien Fischel und Lieber der Marine-Infanterie, der Ersatzkompagnie der Schutztruppe unter Leutnant v. Winkler, 4 Maschinenkanonen unter Oberleutnant z. S. Mausholt und 2 Maschinengewehren. Nur wenige Reiter hatten von der Schutztruppe der Abteilung beigegeben werden können und ein großer Teil der Berittenen fiel in dem Gefecht am 13. März bei Owikokorero. Der Aufklärungsdienst wurde dadurch außerordentlich erschwert. Nun ist das Gelände, in welchem unsere Truppen operieren, ganz unübersichtlich. Dichtes Dorngebüsch, das sich nur auf den engen Wegen durchschreiten läßt, dehnt sich überall aus und verhindert die Umschau. Durch diesen Buschwald war am ersten Ostertag Major v. Glasenapp im Marsch von Okaharui nach Onjatu. Er hatte von Owikokorero den Gegner südöstlich bei dem 16 km entfernten Otjikuko gesucht und sich dann nach Nordosten über Okaharui auf Onjatu gewandt. Während die Herero bis zum Gefecht von Owikokorero den Rückzug immer tiefer in das Damaraland fortgesetzt hatten, waren sie jetzt plötzlich wieder nach Nordosten abgeschwenkt, im rechten Winkel zu ihrer bisherigen Marschrichtung. Major v. Glasenapp suchte sie zu erreichen und zum Stehen zu bringen. Vor der Kolonne befanden sich die wenigen Berittenen, um einige besonders schlimme Wegestellen zu erkunden, vermutlich unter Oberleutnant v. Winkler, dann folgten die Kompagnie Lieber des Marine-Infanterie-Bataillons, die Geschütze, die Schutztruppe, die anscheinend in zwei Kompagnien geteilt ist, der Train, und den Schluß machte die Kompagnie Fischel des Marine-Infanterie-Bataillons. Durch den Zustand der Wege muß nun die Marschkolonne recht lang geworden sein. Die Herero scheinen gleichzeitig die Vorhut und die Nachhut angegriffen zu haben, die Beschaffenheit des Geländes gestattete ihnen, wenn man aus der Zahl der Toten schließen kann, eine Art Feuerüberfall auf den Nachtrupp zu unternehmen und den Deutschen schwere Verluste beizubringen. Es wird als ihre Absicht bezeichnet, sich der Proviantwagen zu bemächtigen, eher ist jedoch anzunehmen, daß sie suchten, die Patronenvorräte zu erbeuten, da allmählich ihr Schießbedarf auf die Neige gehen wird. Durch das Eingreifen der Maschinengeschütze, welche auf einer Lichtung auffahren konnten, und einer von Oberleutnant Graf Brockdorff vom Seebataillon geführten Kompagnie der Schutztruppe konnte der überlegene, zum Teil berittene Gegner geworfen und verfolgt werden. Er zog sich nach Nordosten auf Otjikuara zurück, das von dem Gefechtsfeld etwa zehn Kilometer entfernt ist. Aus der Richtung des Rückzugs kann man schließen, daß der Angriff auf die rechte Flanke der Marschkolonne erfolgte.

Die Spitzenkompagnie unter Hauptmann Lieber war nicht in so schweres Gefecht verwickelt worden, der Gegner hat wohl mehr die Absicht gehabt, sie zu beschäftigen, um sie zu verhindern, der Kompagnie Fischel zu Hülfe zu kommen. Die Nachhut hat jedenfalls eine geraume Zeit allein sich der Feinde erwehren müssen, da das Kehrtmachen einer schmalen Kolonne lange dauert. Major v. Glasenapp folgt den Herero; dadurch ist seine Mitwirkung an den Bewegungen des Hauptkorps unter Oberst Dürr gegen die Herero in den Onjatibergen ausgeschlossen.

Der in diesem Gefecht gefallene Reserveleutnant Noerr ist aus Kassel gebürtig; er war früher Zollpraktikant beim dortigen Hauptsteueramt, seit August Zollverwalter in Windhoek. Vor einigen Tagen erst erhielt seine Mutter einen Brief, worin er schrieb, daß er voll Mut und Hoffnung in den Kampf ziehe.

Der Kampf bei Onganjira.

Daß in Onganjira, 30 Kilometer westlich von Okahandja, die Hauptmacht der Herero stünde, hatten deutsche Streifwachen bereits vor einiger Zeit gemeldet. Die Wasserversorgung ihrer großen Herden war dort im Gebiet des obern Swakop verhältnismäßig leicht, ihr Viehbesitz fesselt sie ja an die Wasserstellen. Oberst Leutwein hat nun die starke Stellung, in welcher der Gegner stand, von der linken Flanke aus angegriffen, während er seinen eigenen linken Flügel zunächst zurückhielt, was die Herero zu Gegenstößen veranlaßte, die abgewiesen wurden. Nach langem Feuergefecht wurde dann die feindliche Stellung durchbrochen. Anscheinend sind die geringen Verluste darauf zurückzuführen, daß eine gründliche Vorbereitung des entscheidenden Stoßes durch Artilleriefeuer erfolgte, welches die Herero erschütterte. Die Verwundeten und Toten gehören der 1. und 4. Feldkompagnie, sowie der 3. Batterie an, sind danach sämtlich Angehörige der Schutztruppe, während die Kompagnien des Marine-Infanteriebataillons und der Maschinenkanonenabteilung nicht genannt werden. Wie es bei den Kämpfen mit den Eingeborenen in Südwestafrika in der Regel der Fall ist, gelang es nicht, dem Gegner die Rückzugslinie abzuschneiden. Er löst sich durchweg in Gruppen auf, die sich später wieder zusammenfinden. Immerhin berichtet Oberst Leutwein, daß größere Abteilungen nach Osten und Nordwesten abgezogen sind, er gibt aber nicht an, ob und wieviel Vieh erbeutet worden ist. Sollten die Herero ihre Herden vor dem Gefecht in Sicherheit gebracht haben, so läge die Hoffnung vor, sie leichter zum Stehen zu bringen, als wenn sie ohne die hemmende Last des Viehs sich zurückziehen.

Von den in diesem Kampfe gefallenen Offizieren ist der Oberleutnant v. Estorff ein Neffe des mehrfach erwähnten Majors v. Estorff, des Führers der Westabteilung. Leutnant v. Erffa, ein Sohn des Abg. v. Erffa und ein entfernter Verwandter des Reichskanzlers, war erst im Herbst vom Vizewachtmeister zum Offizier befördert worden.

Der russisch-japanische Krieg.

Der künftige Kampf in der Mandschurei.

Aus London wird gemeldet: Baron Hayashi erklärte einem journalistischen Anfrager, es würde der japanischen Kriegsleitung kein gutes Zeugnis ausstellen, wenn es ihr nur darauf angekommen wäre, möglichst schnell mit einigen Regimentern den Jalu zu erreichen. Man habe in Tokio längst gewußt, daß Rußland vorläufig keinen ernsten Angriff gegen Korea versuchen werde. Man rechne vielmehr auf russischer Seite damit, innerhalb der Mandschurei der japanischen Armee mit überlegenen Kräften entgegentreten zu können. Deshalb werde der japanische Vorstoß über den Jalu erst dann erfolgen, wenn Japan ebenfalls seine gesamte Kraft in der Mandschurei entfalten könne.

Die sibirische Bahn im Kriegszustande.

Aus Petersburg: Nachdem durch einen Ukas vom 20. Februar die sibirische Bahn in den Grenzen des enteigneten Areals in Kriegszustand erklärt worden ist, ordnet ein am Montage in der Gesetzsammlung veröffentlichter Ukas vom 4. d. M. die Ausdehnung des Kriegszustandes auch auf das an die Bahn grenzende Gebiet an.

Ueberschwemmungen in der Mandschurei.

Die „Times" melden aus Niutschwang vom 8. d. M. In der ganzen Südmandschurei sind durch starke Regenfälle die Eisenbahnen überschwemmt und die Straßen unwegsam. Die Feldtelegraphen sind unterbrochen, der Verkehr durch das Land ist lahmgelegt.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 12. April.

Ein Rudiment des Mittelalters.

In der „Psychiatrisch-Neurologischen Wochenschrift" veröffentlicht Dr. Weygandt-Würzburg einen Aufsatz über die Leitung von Idiotenanstalten, in dem er mitteilt, daß es in Deutschland Pflegeanstalten für schwachsinnige Kinder gibt, die nach den behördlich genehmigten Prospekten Straflisten führen, nach denen die Kranken für gewisse Vergehungen mit Schlägen und

Feuilleton.

Das Testament des Bankiers.

15] Roman von A. M. Barbour.

Nachdruck verboten.

„Hast du noch mehr gesehen oder gehört?"

„Nein."

„Halt, noch eine Frage", rief Herr Merrick, als der Junge sich der Tür zuwandte. „Wie sahen denn die Leute aus, die am Mittwoch abend auf Brown warteten?"

„Es waren drei. Einer war ein großer Mensch mit Schielaugen; einen hielt ich für 'nen Ausländer, weil er so dunkel aussah, und einer hatte Haare gelb wie Stroh."

„Wie lange trieben sie sich in der Nähe der Stallung umher?"

„Nu, 'ne halbe Stunde kann's schon gewesen sein. Als es neune schlug, waren bereits alle fort."

„Hast du gehört, wovon sie sprachen?"

„Viel nicht, bloß daß sie vom Herrn red'ten."

„Von dem verstorbenen Herrn Mainwaring?"

„Ja, der Kutscher war nämlich noch fuchswild, weil der Herr ihn am Nachmittag ausgeschimpft hatte, und als die drei Kerle sich dann, nachdem er mit ihnen gesprochen hatte, fortmachten, hörte ich den einen so was sagen wie: „Teufel, das kann 'n gutes Geschäft für uns geben.""

„Wie ist das, Hardy?" fragte Herr Whitney. „Wissen Sie etwas von einem Aergernis zwischen Herrn Mainwaring und Brown?"

„Jawohl. Der Junge hat ganz recht. Mir war der Vorfall nur entschwunden, sonst hätte ich ihn im Verhör erwähnt. Jetzt erinnere ich mich aber genau. Bei der Rückkehr von der Ausfahrt am Mittwoch schalt der Herr den Kutscher und dieser gab so unverschämte Antworten, daß der Herr ihm mit Entlassung drohte. Mehr weiß ich von der Sache nicht."

Hiermit endete die Vernehmung, und Hardy und der Stallunge wurden weggeschickt.

„Meiner Seel'!" rief Thornton, „die Sache ist wichtig und müßte gleich weiter verfolgt werden!"

„Ja, es ist ein wahres Verhängnis, daß gerade der Junge bei dem Verhör fehlen mußte", fiel Herr Whitney ärgerlich ein. „Schade, schade — wie hätte man Brown mit ihm in die Enge treiben können. Wer weiß, was da herausgekommen wäre!"

Es wurde noch darüber gesprochen, als Hardy wieder erschien und die Ankunft des inzwischen telephonisch bestellten Wagens des Hotels Arlington meldete.

„Nun denn, so wollen wir fahren", sagte Ralph. „Wir können unterwegs die Sache weiter besprechen."

„Ich habe mich jetzt anders entschlossen", bemerkte Herr Merrick. „Ich werde hier bleiben."

„Also plötzlich auf eine neue Spur gekommen — he?" fragte Ralph mit einem gespannten Blick, während er sich eine Cigarre ansteckte.

Der Detektiv schüttelte lächelnd den Kopf. „Durchaus nicht, nein, ich will nur einer alten Spur noch einmal nachgehen."

Während der Fahrt bildete das Verschwinden des Kutschers im Zusammenhange mit der Aussage des Jungen das ausschließliche Gespräch der Herren. Skott beteiligte sich nur wenig daran, hörte aber um so aufmerksamer zu.

Nach Beendigung der Geschäfte im Bankhause Mainwaring & Co. begab sich Skott zu Herrn Sutherland, mit dem er eine längere Unterredung hatte, die sie beide sehr zuversichtlich stimmte. Ehe sie sich trennten, erzählte noch Skott von seiner Begegnung mit Hobson und dessen dringender Einladung, ihn in seinem Bureau aufzusuchen.

Herr Sutherland lachte. „Ziemlich das, was ich erwartete", sagte er. „Einzelne Bemerkungen des Kerls bei dem Verhör ließen es mich gleich vermuten, daß er von irgend jemandem — wahrscheinlich von Frau La Grange — über Sie unterrichtet worden war. Nun hat er Angst, daß Sie sein Geheimnis kennen."

„Ja, ich habe mich auch schon gefragt, ob es das ist oder ob es möglich ist, daß er mein Geheimnis kennt."

„Ganz gewiß nicht", entgegnete der Anwalt nach kurzem Nachdenken. „Wenn er auch nur eine Ahnung von Ihrem Geheimnis und dem Trumpf hätte, den Sie gegen ihn ausspielen können, würde er sich schwer hüten, Ihnen unter die Augen zu kommen, geschweige denn, Sie auch noch zu einem Besuch aufzufordern. Nein, den Schurken haben Sie völlig in Händen!"

„Ich will es hoffen, es fragt sich aber, ob dieser aalglatte Schuft sich halten läßt. Na, jedenfalls kann es nicht schaden, wenn ich ihn einmal besuche."

„Gewiß, ganz meine Ansicht, nur müssen Sie gehörig auf der Hut sein, daß der schlaue Fuchs Sie nicht überlistet, denn natürlich will auch er Sie nur aushorchen."

„O, mich fängt er nicht", lachte Skott. „Ich denke, ich bin ihm gewachsen und werde schon vorsichtig sein." Sich erhebend, reichte er dem Anwalt zum Abschied die Hand.

„Nun, dann gut Glück!" rief dieser heiter. „Lassen Sie mich bald hören, wie die Sache verlief."

Etwa um zwei Uhr nachmittags betrat Skott ein altes, verfallen aussehendes Häuserviertel und bald auch das auf Hobsons Karte bezeichnete Haus. Eine schmale, schlechte Treppe führte auf einen langen, dunklen, von Schmutz starrenden Flur, der an einer Tür mit dem Schilde: „R. Hobson, Anwalt" endete. Skott trat ein und sah einen als Diener funktionierenden jungen Schwarzen von etwa siebzehn Jahren, der — mit einer Cigarette im Munde, die Füße auf dem Tisch — ein altes Buch las. Er sprang auf und starrte den Eingetretenen so unverschämt und sichtlich verwundert an, daß auch Skott das ihn anglotzende ausgesprochene Galgengesicht erst einen Augenblick betrachtete, ehe er nach Herrn Hobson fragte.

„Er ist drin", antwortete der Schwarze, „hat aber noch mit einem Klienten zu tun, ich will jedoch Ihre Karte hineintragen."

Skott gab ihm diese, und der Junge verschwand im Nebenzimmer.

Gleich darauf kehrte er mit der in unterwürfigstem Benehmen erstatteten Meldung zurück, daß Herr Hobson in wenigen Minuten zu Diensten stehen würde.

Skott unterhielt sich einstweilen damit, sich in dem kleinen, schlecht möblierten Vorzimmer umzusehen, während der Neger ihn mit großer Neugier betrachtete, da ihm dieser Klient — wenn es überhaupt ein solcher war — doch gewaltig verschieden von der Sorte vorkam, die sonst hier verkehrte. Jung und unwissend, aber schlau, hatte er doch gelernt, in den Gesichtern zu lesen, und der Ausdruck von Hobsons Augen beim Blick auf die Karte hatte ihm gesagt, daß diesmal die Dinge umgekehrt lägen, und sein Herr — ganz im Gegensatz zu seinem Verhalten den gewöhnlichen Besuchern gegenüber — vor diesem Besucher eine gewisse Furcht verspüre.

Nach einigen Minuten öffnete sich geräuschlos die Tür des Nebenzimmers, und Hobson erschien in einem roten Schlafrock und lud Skott schweigend, aber mit verbindlichem Grinsen ein, näher zu treten. Das Zimmer war etwas größer als das erste, aber ebenfalls sehr spärlich und armselig möbliert; mit Ausnahme eines kleinen Büchergestells, das einige abgegriffene Bände enthielt, war kein sichtbares Zeichen vorhanden, das auf das Bureau eines Anwalts hingedeutet hätte.

Hobson begann erst zu sprechen, nachdem er sorgfältig die Tür verschlossen hatte, dann sagte er leise:

„Da unsere Unterhaltung wahrscheinlich sehr vertraulicher Natur sein wird, dürfte Ihnen vielleicht ein abgelegenerer Raum als dieser erwünscht sein — bitte, hier einzutreten."

Er öffnete die Tür eines Seitenzimmers, das von so dickem Tabaksqualm erfüllt war, daß Skott zunächst nicht das geringste deutlich zu erkennen vermochte.

„Meine Höhle!" sagte Hobson lächelnd und mit einladender Handbewegung. „Zwar kein Prunkraum, aber für unseren Zweck geeignet."

Skott schritt vorwärts. Er hatte — wie er später erzählte — das Gefühl, als wenn Mephistopheles ihn in sein Reich einführte. Das erste, was seinem Blick entgegentrat, waren ein paar weiße Totenschädel, die ihn durch die rauchige Atmosphäre angrinsten. Das Zimmer war nicht größer als eine kleine Kammer, besaß nur ein Fenster, dem die kahle Giebelwand eines Hofgebäudes gegenüberstand, und zeigte außer einem mächtig großen Schreibtisch mit hohem Aufsatz keine anderen Möbel als zwei Stühle. Hobson stellte einen davon für seinen Besucher an das Fenster, trat dann hastig vor seinen Schreibtisch und verdeckte dort etwas mit Papieren. Als er sich Skott wieder zuwandte, bemerkte er, wie dessen Blick neugierig auf den auf dem Schreibtischaufsatz stehenden Schädel ruhte.

„Sie wundern sich wohl über den etwas seltsamen Zimmerschmuck", sagte er, „aber ich interessiere mich sehr für Phrenologie und widme ihrem Studium einen großen Teil meiner Mußestunden. Ich finde darin nicht nur eine ansprechende Unterhaltung, sondern auch eine große Hülfe zur schnellen Beurteilung der Menschen, mit denen

SLUB
Wir führen Wissen.